

Der Wolf auf dem Vita-Parcours

Vortrag von Andreas Moser anlässlich der Verleihung des „Binding Preises für vorbildliche Waldpflege“ vom 19. Mai 2005

Über den Vitaparcours läuft ein Wolf. Die Zunge weit heraus, denn ihm ist heiss, nur ein paar Schritte auf dem Pfad, vorbei am Reck im Wald, an dem sich Menschen sportlich hochzieh'n – dann schlägt er sich, so aufmerksam wie immer, in die Büsche. Das Bild es könnte gestern so gewesen sein oder auch heute. In der Surselva, in einem Tal im Wallis oder im Tessin, dort wo Touristen sich im Wald erholen, wenn die Sonne scheint. Doch jetzt, an diesem Tag im Mai im ersten Morgenlicht ist da kein Mensch, nicht weit und breit.

Der Wolf – er ist zurück in uns'rer Welt, zu der der Vitaparcours ebenso gehört wie Microsoft oder das Telefon nach Singapur über den Satellit. Das Alte aus der Urzeit ist zurück in dem, was wir als Gegenwart bezeichnen. Was als verschwunden galt, seit mehr als hundert Jahren ausgerottet von den Menschen. Über Jahrtausende gejagt und das Strychnin, geruchlos und im 19. Jahrhundert breit im Einsatz, hatte ihm dann den Rest gegeben. Doch was hat sich geändert, dass es wieder da ist, das Untier aus dem Märchen und der alten Zeit, unheimlich wie sonst nichts im dunklen Wald?

Zehntausend Jahre ist es her, als alles unter Eis lag, als langsam grosse Gletscher schmolzen, als auf Moränen und den Hü-

geln Wald entstand, allmählich Stück für Stück die Pioniere: Latschen, Birken, Arven, ein Wald der mit der Wärme immer dichter wurde und schliesslich alles überzog. Nur Ebenen gehörten weiten Flüssen. Dort führten Biber das Regime und stauten Seen, fällten ganze Wälder und liessen neue sprossen.

In diese Welt von Wald und Wasser kam der Mensch. Erst zaghaft siedelte er an den Seen. Dann schlug er immer tiefer Wunden in den Wald, rodete Flächen, baute Dörfer und auch da und dort mal eine Stadt. Doch dunkle Wälder lagen immer noch dazwischen, der Hort der Wegelagerer und Köhler, der wilden Tiere und der langen Wege, die niemand gerne ging und die man fürchtete. Was man auf kleinen Äckern ernten konnte und nach Hause karrte, hatte man gegen die Natur erkämpft: Das Korn, wenn es Gewitter, Wolkenbrüche oder Vogelschwärme überstand. Das Obst, wenn weder Hagel, Maikäfer noch Mäuseplagen es verkümmern liessen, den Kohl, wenn ihn die Schnecken nicht gelöchert und Rüben, wenn sie die Maulwurfsgrillen nicht zernagt. Die Hühner, wenn sie nicht der Fuchs geholt oder der Marder mordete. Die Schafe und die Ziegen galt es aufmerksam zu hüten, und doch waren da immer wieder Wolf und Luchs und Bär die Sieger. Der Adler holte Lämmer und der Uhu Katzen. Lawinen, Muren, Schlamm und Wasser. Und in den Sümpfen gab's Malaria. So war die gute alte Zeit. Das Volk der Bauern hatte hart zu kämpfen. Natur war eins vor allem: Feind! Und wer sich nicht behaupten konnte, hungerte im Winter, gnadenlos. Natur als Feind – das prägte Menschen. Doch immer war das nicht so.

Bevor die Menschen pflanzen lernten, zur Zeit der grossen Gletscher, waren sie Teil des Ganzen. Zogen in kleinen Gruppen Rentierherden hinterher. Jagten geschickt, den Wölfen ähnlich, mit Hinterhalt und Überfall, vertrieben manchmal gar ein knurrend Rudel von einem frischen Riss und überliessen ihm dann wieder Eingeweide oder Knochen. Die Menschen folgten Rhythmen der Natur. Als Jagdnomaden waren sie gewohnt, dass es mal viel gab von der einen Beute und dann wieder wenig – dann wich man aus auf anderes. Das Auf und Ab in der Natur prägte das Leben. Man lebte mit der Umwelt und nicht gegen sie.

Das war die Zeit, als Menschen Wölfe zähmten. Sie fingen Welpen, die im Wald vor ihrer Höhle spielten. Im Lager säugten Frauen an der Brust die Kleinen, denn Milch von and'ren Tieren gab es vor der Haustierhaltung nicht unter den Jägern und den Sammlerinnen jener Zeit. So zogen sie denn kleine Wölfe auf und prägten sie auf Menschen. Manch einer blieb im Lager bei den Menschen – die Schwachen meist, die unter ihresgleichen keine Chance hatten draussen im Waldrevier. So kam der Mensch über Jahrtausende zum Hund.

Als dann die Menschen sesshaft wurden, war es plötzlich anders. Der alte Einklang mit den Rhythmen der Natur ging grösstenteils verloren. Da war das Neue: Der Ackerbau ernährte weit mehr Menschen auf kleiner Fläche als zur Zeit der Jagdnomaden. Die Vorratshaltung hiess, dass man den Winter an Ort und

Stelle überstehen konnte und nicht mehr regelmässig Beute machen musste. Vorrat und Land zum Pflanzen - das war Besitz, den man verlieren konnte. Das Fleisch kam nicht mehr nur vom Wild, das in den Wäldern lebte, es kam von Tieren, die man hielt in Koppeln und Gehegen. Und Gärten, Äcker und die Tiere, das alles galt es zu verteidigen gegen die Launen der Natur und viele Mäuler aus dem Wald. Der Wolf wurde zum Feind, der Haustiere bedrohte, den man mit seinesgleichen, mit den Hunden fern hielt.

Für Siedler war ein Mangeljahr bedrohlich. So strebten sie in allem nach Konstanz. Man wollte stets von allem viel. Und nichts war mehr genug. Das Pflanzen, Hegen, Ernten übernahmen sie in Fleisch und Blut. Und dass man Wildnis urbar machen muss um jeden Preis. Die Weisheit, mit den Hochs und Tiefs in der Natur zu überleben, ging verloren.

Trotz Kriegen, Hungerjahren und den Zügen schwarzer Pest, und allzu oft kam all das gleich aufs Mal, wenn Tausende und Abertausende von Menschen in grässlichen Apokalypsen wie die Fliegen starben, so nahm die Menschheit trotzdem stetig zu. Schon Römer hatten rund ums Mittelmeer die Wälder abgeholzt zum Bau der Schiffe und zum Heizen ihrer Bäder. Im Alpenraum war's nach dem Mittelalter ähnlich. Um Weiden zu gewinnen fielen Wälder in den Bergen. Das Vieh, das in den Forsten weidete, verhinderte konstant, dass sich der Wald verjüngte, und manchenorts verschwanden alle Bäume, weil man das ganze Holz für Erz- und Salzgewinnung schlug - der Wald, gedan-

kenlos wurde er ausverkauft. Im Engadin etwa für Erzgewinnung im Tirol, wurde das Brennholz in den Wäldern im Gebiet des heutigen Parc Naziunal flächenweit radikal geschlagen und über Spöl und Inn ins Tal geflösst - das noch vor 100 Jahren. Und vielerorts im Alpenraum wurden die Wälder ähnlich übernutzt. Bis die Lawinen und die Muren und das Wasser mit Gewalt die Gier der Menschen rächten. Bis Schnee- und Schlamm-lawinen Tod und Verwüstung brachten. Was Bäume nicht mehr hielten mit solidem Wurzelwerk, raste mit jedem Wetter fürchterlich ins Tal. Das Flachland war zum grössten Teil gerodet. Die Biber, die früher in den Auenwäldern mit Dämmen und mit Seen das Wasser kunstvoll reguliert und Überschwemmungen verhindert hatten, waren verschwunden. Mit Fallen leicht zu fangen, als Fastenspeise frommer Menschen, die sie als Wassertiere essen durften wie die Fische.

Im 18. und 19. Jahrhundert war es schlimm. Bei Magadino, in der Ebene der Linth oder im Seeland, grassierte Wechselfieber, die Malaria, und raffte Tausende dahin. Hochwasser und Versumpfung grosser Flächen waren die Konsequenz des Raubbaus in den Wäldern in den Bergen. Bei Schneeschmelze und Wettern kam alles, Wasser, Felsen, Schlamm und Bäume aufs Mal zu Tal, zerstörte Strassen, Wege, Brücken, Dörfer und überflutete das Land, die Felder, Weiden, Gärten.

Da traten kühne Männer auf den Plan und zeigten Flüssen wie der Aare und der Zihl, Limmat, Ticino und der Linth den Meister. Gewässerkorrektion und Melioration nannte man das: Das

Trockenlegen nasser Flächen, der Bau von Wällen und von Dämmen gegen Fluten. Dem Fluss wurden die Schleifen und Mäander abgeschnitten, das Wasser in ein enges Bett gezwängt, von da nach dort, wo es die Menschen haben wollten. Die Seen reguliert. Das galt als grosses Werk, die Ingenieure wurden weltberühmt, Hans Konrad Escher mit dem Namenszusatz "von der Linth" sogar geadelt dafür.

Das sollte korrigieren, was die Menschen durch den Raubbau in den Wäldern, die das Wasser in den Bergen nicht mehr hielten, selbst verursacht hatten. Doch auch der Wald, das sah man ein: Er brauchte Schutz. So trat im Jahre 1876 das erste Waldgesetz der Eidgenossenschaft in Kraft. Ein Pionierwerk grosser Einsicht, zu einem Zeitpunkt, den man bis jetzt wohl als den dunkelsten Moment der Umwelt in der Schweiz bezeichnen kann.

Im 19. Jahrhundert ging es vielen Menschen schlecht – vor allem auf dem Land. Stichworte sind Napoleon und seine Folgen, Industrialisierung, Hungersnöte – 6'000 Hungertote gab es 1816/17 in St. Gallen und 6 Prozent der Appenzeller starben damals, weil es nichts zu Essen gab. Das kalte Klima, ausgelöst durch den Vulkanausbruch in Indonesien, der hier bei uns zu langen Wintern und zu nassen Sommern führte, war der Grund. Zu Tausenden wanderten arme Menschen aus nach Übersee. Dass solche Armut bis in die engsten Täler für die Natur nicht ohne Folgen blieb ist klar. Man holte sich dort, was man konnte und alles, was sich irgendwie verkaufen liess, verschwand.

Singvögel, Hasen, das Schneehuhn oder Auerwild. Der Rothirsch, einst Trophäentier der Jagd der noblen Herren, war nichts als Fleisch und bald verschwunden und auch der Steinbock in den Felsgebieten wurde ausgerottet. Von Rehen und von Gämsen überlebten nur ganz wenige und in der Folge hatten Wölfe, Luchse oder Bären kein Futter mehr in Wäldern, die immer weiter schrumpften und völlig übernutzt und überaltert vegetierten. Denn überall im Wald weidete Vieh, das einfach zu erbeuten war. In dieser Zeit wurzelt die alte Feindschaft zwischen Mensch und Wolf, die in den Bergen heute noch lebendig ist. Damals ein Schaf durch Wölfe zu verlieren oder eine Ziege, hiess weder Wolle, Milch noch Fleisch zu haben, in einer Zeit, in der ein jedes Haustier lebenswichtig war für die Familien. So wurden alle Raubtiere vernichtet in den Wäldern. Und mit dem Gift an Ködern starben auch Adler, Bartgeier und Füchse. Vor 150 Jahren war die Schweiz mit ihrer Artenvielfalt auf dem tiefsten Punkt ihrer Geschichte.

Das Waldgesetz von 1876 brachte eine Wende. Der Wald in diesem Land hat sich erholt. Die Fläche ist seit mehr als 100 Jahren stets gewachsen - und wächst weiter. Das ist die gute Nachricht. Die schlechte ist, dass er - wie einst, bedroht ist. Von Schadstoffen der Luft, das ist das Eine. Und von der Gier der Menschen nach Gewinn, doch diesmal ohne Not. Das ist das Zweite. Wie kann das sein?

Der Aufschwung für den Wald kam klar, als es den Menschen wieder besser ging. Das Vieh, das früher in den Wäldern weide-

te, wurde gesetzlich aus dem Forst verbannt, so dass der Jungwuchs wieder eine Chance hatte. Nur in gewissen Bündner Tälern und vor allem im Tessin sieht man das heute nicht mehr ganz so eng, das mit den Ziegen die gegen das Gesetz im Walde weiden. Doch das fällt nicht mehr ins Gewicht wie früher. Das Wesentliche am Gesetz war, dass man nur den Überschuss an Bäumen schlug, die Zinsen sozusagen, und die Substanz, der Wald als Ganzes, als Kapital blieb unberührt bestehen. Doch heute ist es wieder Wirtschaftswahn, der für den Wald und seine Welt Gefahr bedeutet. Doch davon später.

Den Wald zu fördern und zu hegen, passte ins Denken eines Bauernvolkes. Man rechnete den Wald einfach zur Wirtschaftsfläche wie ein grosses Feld, auf dem man säte, pflegte und auch schliesslich ernten wollte, nur dauerte es eben länger. Die Motivation der Nutzung war völlig unbestritten, prägten doch Weltkriege rund um die Schweiz die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Auf sich allein gestellt brauchte man Holz als Rohstoff, ohne Frage. Der Wald war Nutzungsfläche und im Berggebiet kam allenfalls die Funktion als Schutzwald noch dazu. Man pflanzte das, was rasch und üppig wuchs – vor allem Fichte, auch im Flachland, wo sie, von der Natur her, gar nicht hingehörte. Die Anbauschlacht, bei der man jeden Winkel Wildnis urbar machte in der Schweiz und sogar in den Städten, auf Fussballfeldern und in Parks, Kartoffeln pflanzte, machte aus Bauern Helden im Kampf gegen das Kriegsgespensst des Hungers. Was Bauern wollten oder taten, war völlig unbestritten, auch im Wald.

Und mit dem Wald kamen im 20. Jahrhundert auch die Tiere wieder. Der Hirsch schon früh nach der Jahrhundertwende. Er war am Anfang für die Jagd tabu und wurde 50 Jahre später im Bergwald in Graubünden zum Problem: Man musste Hirschbestände reduzieren und seither wird er kurz gehalten. Der Steinbock wurde wieder ausgesetzt und hat die Schweizer Alpen neu kolonisiert. Und Rehe und auch Gämsen vermochten sich durch Schutz in neuen Jagdgesetzen wieder zu erholen.

Im zweiten Teil des 20. Jahrhunderts kam es anders. Der Weltkriegs-Ruhm der Bauern bleichte langsam aus. Die Landwirtschaft geriet in eine Krise. Ein Grund war, dass man Waren weltweit transportieren konnte: Schiene und Strasse oder auch Flugzeug oder Schiff. Transport als Wirtschaftszweig hat sich ins Spiel gebracht und macht rentabel, etwas ganz anderswo zu produzieren und zu transportieren und es dann hier noch immer besser zu verkaufen, als Waren aus der Produktion am Ort. So war es bald auch mit dem Holz. Der Markt deckte schon bald die Kosten eines Wirtschaftswaldes nicht mehr. Die Schweizer kaufen Holz aus Nordeuropa oder Übersee, statt das, was vor der Tür wächst. So ist der Markt, sagt man.

Den Menschen ging es hierzulande nie so gut wie in den letzten 30 Jahren. Europas Herz kennt keinen Hunger mehr. Der Wohlstand prägt die Menschen und nimmt den Druck der Not von der Natur: Es wildert niemand mehr, weil die Familie nichts zu Essen hat. Noch nie gab's soviel Wild in Schweizer Wäldern.

Die reguläre Jägerschaft, sie schafft es kaum, die Reh- und Hirschbestände so zu reduzieren, dass sie dem Wald nicht schaden durch Verbiss. Als Folge sind auch Tiere wieder da, die nicht so gern gesehen sind. Über den Schutz des Adlers stritt man 1940 – man fürchtete um Lämmer und um Murmeltiere. Und heute ist der ganze Alpenraum besiedelt – mehr Platz für Adler gibt es nicht, er stösst nun in den Jura und die Mittellandgebiete vor. Der Bartgeier – erfolgreich angesiedelt. Der Biber ebenso. Der Storch fliegt wieder und der Luchs – umstritten zwar – ist wieder unterwegs im Wald. Und auch der Wolf! Er wandert ein auf leisen Sohlen, am Anfang mit Getöse, weil er Schafe riss, doch jetzt, wo Hirten ihre Schäfchen hüten, und grosse Hunde bei den Herden sind, hält er sich an die Tiere aus dem Wald, von denen es genug gibt. Auch hier scheint die Natur auf gutem Weg, selbst wo der Wolf den Vita-Parcours kreuzt. Die Mehrheit akzeptiert's im Land - wie hat sich doch das Bild des bösen, dunklen Walds verändert!

Doch die Geschichte zeigt: Der Wohlstand birgt Gefahren. Denn in den letzten 50 Jahren ist er zum weiten Nutzungsfeld geworden, nicht mehr allein für Holz, sondern für vielerlei Interessen und auch für Ideologien, die sich widersprechen. Die einen wollen einfach Freizeitraum. Die anderen das Holz. Und wieder andere, die wollen nur Natur. Es gibt auch solche, die verstehen mehr und sehen weiter. Gerade weil man nicht mehr zwingend angewiesen ist allein auf Holz und weil der Lärm der Anbauschlacht verklungen ist, kann man auf feine Töne hören. Der Wald als Landschaft, als Ausgleichsfläche für den Wirtschafts-

und den Siedlungsraum. Erholungsraum für Menschen. Lebensraum für Tiere, die manchmal Ruhe brauchen vor den Menschen. Standortgerechte Bäume und nicht nur, was im Holz rentiert und sich in 25 Jahren, in Konkurrenz vermarkten lässt, in Mengen, die sich lohnen. Naturraum, das, was Wald am Anfang einmal war. Der Wald, er birgt auch Werte, die schwer quantifizierbar sind.

Doch was man nicht quantifizieren kann, das ist in dieser Zeit nichts wert und hat politisch keine Chance. Computer machen Zahlen zum Gesetz. Das einzige Motiv, etwas zu tun ist, das was sich in Wirtschaftszahlen messen lässt. Was kostet es oder was bringt es. So wird seit Neustem wieder über Wald gesprochen. Ein lange ausgegorenes Konzept über den Wald und seine Zukunft in der Schweiz: Vor ein paar Tagen durch den Querschlag eines Bundesrats gefällt – mutlos ans Parlament zurückgewiesen, nur weil der Wirtschaft unbequeme Schranken, weil Werte, die nicht Zahlen sind, bereits zuviel sind. Kaum wird das Erdöl etwas teurer, wittern die Ökonomen Morgenluft im Forst. Heizt man mit Schnitzelholz statt Öl, liesse sich viel verdienen. Mit Grossmaschinen in den Wald, das jahrelange Darben einer Branche, der Waldbauern, sie hat vielleicht ein Ende? So lautet die Vision, wie sie erst kürzlich mit glänzend grossen Augen über den Bildschirm ging. Doch womit laufen denn Maschinen? Und womit wird denn Holz wohl transportiert? Wird das denn wirklich alles CO₂-neutral, so, wie das jetzt verkauft wird? Muss da nicht Fläche her, die wir nicht haben, damit das alles WTO-konform und ohne Subventionen funktioniert?

Die Schweiz ist seit der Gletscherzeit ein Land des Waldes. Der Mensch, wenn er hier leben will, hängt von ihm ab. "Mein Auto fährt auch ohne Wald!" der Kleber auf dem Auto ist zu kurz gedacht, wenn man da überhaupt von Denken reden will. Der Wald, ein lebendes System, das sehr empfindlich ist, zu dem man gut sein muss, wenn es nicht leiden soll und das sich böse rächt, wenn man's nicht ernst nimmt, wie Figura zeigt. Leben im Wald ist Vielfalt, heisst Auf und Ab, heisst Kreislauf und darin liegt die Kraft und Lebensfähigkeit auf lange Zeit. Das Auf und Ab, das wir als Bauern so bedrohlich finden. Doch rücksichtsvolle Nutzung, die sich am Lebenskreislauf orientiert, daran, was hier Natur in Tausenden von Jahren wachsen liess, ist möglich, wenn nicht allein die Börsenzahlen gelten, sondern emanzipiert von menschlicher Ökonomie die Regeln der Natur. Der Wald als Raum, in dem die Menschen Gäste sind und nicht die Herren, ein Raum in dem nicht nur gefragt ist, was er bringt, sondern auch, was er ist. Das ist ein Wald auf lange Sicht. Und dafür gab's hier heute einen Preis.